

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

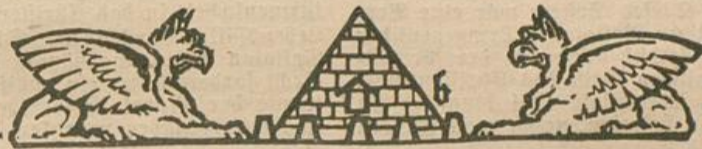
**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1927**

31.7.1927 (No. 31)

# Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

16. Jahrg. No 31



31. Juli 1927

N. v. Bubnoff / Der Wandel im sittlichen Bewußtsein  
der Gegenwart.

Der Weltkrieg mit seinen gewaltigen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Umwälzungen hat die abendländische Kultur in ihren Grundfesten erschüttert. Er hat insbesondere auch eine Krise des moralischen Bewußtseins heraufbeschworen. Es war zu erwarten, daß ein Krieg von noch nie dagewesener Ausdehnung, äußerster Anspannung aller vorhandenen Volkskräfte und namentlich von so langer Dauer ein durchschnittliches Sinken des sittlichen Niveaus der in ihn verwickelten Menschheit zur Folge haben werde. In der Atmosphäre des Massenmordes stumpft das moralische Gefühl für die Heiligkeit des Menschenlebens und die Unantastbarkeit der Persönlichkeit unausbleiblich ab. Das pflegt auch nach außen hin in einem Zunehmen der Verbrechen nach dem Kriege und in deren auffallend rohem Charakter in Erscheinung zu treten. Die sittlichen Hemmungen, welche die natürlichen Triebe der Menschen bändigen und sie daran hindern, bei Verfolgung ihrer Zwecke unbedenklich zu jedem Mittel zu greifen, werden vielfach unwirksam. Die Ermordung der beiden Bürgermeister bei Heidelberg und das Attentat von Leiferde sind symptomatisch für die moralische Verwirrung und Verwilderung in der Nachkriegszeit. Der Rückgang des sittlichen Verantwortungsbewußtseins bekundet sich nun aber nach dem Weltkrieg in einem noch weit größerem Ausmaß und in einer gewaltigen Ausprägung. Er nimmt auf dem Gebiete des Rechts- und Staatslebens geradezu bedrohliche Formen an. Wie immer man über die Beziehungen zwischen Recht und Sittlichkeit denken mag, so kann doch darüber kein Zweifel bestehen, daß in gewissem Sinne die Sittlichkeit die Grundlage des Rechts ist. Da sich aber das Recht nur im Staate reiflos auswirken kann, so ruht auch der Staat letzten Endes auf dem Fundament der Sittlichkeit. Das sittliche Bewußtsein der Bürger ist die Seele des Staates, sein belebendes und erhaltendes Prinzip. Nun ist der rechtliche Charakter gewisser konkreter Staatsgebilde nach dem Weltkrieg in beängstigender Weise verbläßt. Sowjetrußland und das faszistische Italien können, wenn überhaupt, so doch nur in einem sehr eingeschränkten Sinne als Rechtsstaaten gelten. Die Inhaber der Staatsgewalt in diesen Ländern setzen sich in Verfolgung ihrer Zwecke über rechtliche und sittliche Bedenken unbekümmert hinweg, und die Achtung vor Freiheit und Würde der Persönlichkeit hat hier einen Tiefstand sondergleichen erreicht. Wenn auf das zaristische Rußland — freilich mit einer gewissen Berechtigung — das Scherzwort gemünzt wurde, es sei eine durch Mordmord gemäßigte Despotie, so läßt sich jedenfalls vom bolschewistischen Staat allen Ernstes behaupten, daß er eine durch unerhörten Massenterror verschärfte Oligarchie sei. Die in Italien herrschenden Zustände können auch dem Ausländer den Aufenthalt daselbst derart verleiden, daß eine Einreise in dieses Land zurzeit wenig ratsam erscheint.

Im Grunde genommen sind aber diese Tatsachen eben doch nur Symptome einer viel tiefer greifenden Krise im moralischen Bewußtsein der Gegenwart, auf deren Ursache, Charakter und Bedeutung in diesen Zeilen hingewiesen werden soll. Der Grundzug der seit der Renaissance in der abendländischen Kultur menschheit herrschenden Moral ist ihre Autonomie, d. h. ihre absolute Unabhängigkeit und Selbstherrlichkeit. Im Mittelalter hatte die Moral in der Institution der Kirche einen starken Rückhalt. Sie hatte damals ein ausgeprochen kirchlich-religiöses Gepräge, und

ihre Richtlinien waren durch den Kirchenglauben vorgezeichnet. Die Moral des Mittelalters war heteronom, d. h. von den kirchlich-religiösen Forderungen und Geboten abhängig. Der Humanismus zerlegte die mittelalterliche Weltanschauung und zerstückte die mittelalterlichen Lebensformen. Er befreite das Individuum von den mittelalterlichen Bindungen und stellte es auf sich selbst. Sein Werk wurde von dem Protestantismus fortgesetzt, der sich in seiner ursprünglichen Form von der Tradition und von dem Autoritätsglauben los sagte und das Gewissen des einzelnen in religiösen Dingen zur entscheidenden Instanz machte. Was in dieser Entwicklung vorbereitet und im Prinzip schon enthalten war, fand dann in der Ethik Kants seinen klarsten und schärfsten begrifflichen Ausdruck. Ihr Schwerpunkt liegt in der sittlichen Freiheitslehre, in der Ueberzeugung, daß der Mensch das Sittengesetz in seiner Brust trage, und daß die Verbindlichkeit der diesem Gesetz entspringenden Pflichtgebote von der Religion völlig unabhängig sei. In Bezug auf das Verhältnis der Moral zur Religion vertritt Kant den der Einstellung des Mittelalters diametral entgegengesetzten Standpunkt, daß sich der religiöse Glaube auf das sittliche Bewußtsein gründet, die Religion also eigentlich von Gnaden der Moral besteht und als ihre Ergänzung zu betrachten ist. Wenn man bedenkt, daß gewisse radikale Strömungen im Protestantismus die Religion in der Moral aufgehen lassen wollten, so kann die Kantische Ethik als charakteristisches Manifest des protestantischen Geistes gelten. Dieser Geist hat sich in der Weltgeschichte machtvoll entfaltet. Der von der Pflichtmoral durchdrungene und getragene preussische Staat war seine imposanteste Schöpfung, und ohne sein Wirken wäre auch die Gründung des Deutschen Reiches nicht erfolgt. Damit scheint nur aber seine Leistungsfähigkeit ihren Gipfel und zugleich ihre Grenze erreicht zu haben. Für die aus dem protestantischen Geist hervorgegangene autonome Moral war der Weltkrieg eine allzu schwere Belastungsprobe. Immer deutlicher wird, daß die Moral aus eigener Machtvollkommenheit auf die Dauer nicht bestehen und sich Geltung verschaffen kann. Das große Verdienst, welches Kant um die Ethik hat, indem er die Unabhängigkeit des sittlichen Wollens von Motiven der Lust, des Glücks und des Ruhens nachwies, soll natürlich nicht geschmälert werden. Dennoch aber ist soviel gewiß: das Festhalten an der sittlichen Autonomie ist nur unter Preisgabe der Moral möglich. Die Autonomie ist kein tragfähiges Fundament der Moral, und Kant selbst, der diese Autonomie mit größtem Nachdruck vertrat, fühlte sich gleichwohl dazu gedrängt, eine religiöse Ergänzung seiner Ethik zu geben.

An Einwänden gegen die Autonomie der Moral hat es nicht gefehlt. Von entscheidender Bedeutung ist der Hinweis auf die brutale Tatsache des Todes. Wie die Sonne über Gerechte und Ungerechte scheint, so sind alle Menschen unterschiedslos, gleichviel ob gut oder böse, dem Tode geweiht. Niemand vermag ihm zu entinnen. Der Tod muß, solange man in den Grenzen der Erfahrung bleibt, unvermeidlich als radikale Vernichtung der Persönlichkeit erscheinen. Ist er das in der Tat, dann sinkt die autonome Sittlichkeit zur Bedeutungslosigkeit herab. Was für einen Sinn hat denn das sittliche Streben eines Menschen, wenn nach der kurzen Zeitspanne des Lebens seine Persönlichkeit im Nichts verschwindet? In schlichter und ergreifender Weise hat Tolstoj

in seiner „Beichte“ geschildert, wie dieser Zweifel ihn an den Rand der Verzweiflung brachte. Die Religion wurde sein Rettungsanker. Er kam zu dem Ergebnis, daß die Ethik notwendig religiös sein muß. Weit eindringlicher noch wird diese Überzeugung von Dostojewski verkündet, der immer wieder beteuert, daß der Persönlichkeit — diesem höchsten sittlichen Gut — die Unvergänglichkeit nur durch die Religion verbürgt werden kann. Auch das Pathos der bedeutendsten russischen Denker der Gegenwart liegt in der entschlossenen Wendung zur religiösen Ethik. Ich glaube, daß sie darin für das Abendland wegweisend sind. Der Weltkrieg hat dem naiven Glauben an die Menschheit — der wichtigsten Stütze der Moral — den Todesstoß verfeuert. Der Glaube, daß die Menschen als Träger des Sittengesetzes aus eigener Kraft eine sittliche Lebensordnung erschaffen werden, ist untergraben. Der Prozeß der Verselbständigung der Moral durch ihre Loslösung von der Religion endete mit einem offensivem Mißerfolg. Heutzutage haben die Menschen nicht mehr die Wahl zwischen religiöser und reiner Moral. Vielmehr kommt die Ablehnung der religiösen Moral einem Verzicht auf die Moral gleich. Soll die Moral eine bestimmende Macht für die Gestaltung des menschlichen Lebens bleiben, so muß die Losung lauten: zurück zur religiösen Moral! Und dieser Ruf ertönt in der Tat immer vernichtlicher. Bedeutet das eine grundsätzliche Rückkehr zum Mittelalter? Werden damit die Errungenschaften einer jahrhundertelangen Entwicklung preisgegeben? Keineswegs. Das kirchlich-autoritäre System der mittelalterlichen Lebensordnung kann und soll nicht wiederhergestellt werden. Dieses System war eine Verzerrung und Entstellung der christlichen Religion. Demgegenüber erscheint der Kampf für die freie Selbstbestimmung der Persönlichkeit als Rückkehr zum ursprünglichen Geist des Christentums. Aber dieser Kampf ging über das berechtigte Ziel hinaus. In dem Bestreben, die Persönlichkeit zu befreien, nahm man ihr den

religiösen Lebensinhalt, welcher die Freiheit überhaupt erst wertvoll macht. Diesen Lebensinhalt gilt es wiederzugewinnen. Erst dann kann auch das freie sittliche Streben des Menschen von neuem Sinn, Richtung und Ziel erhalten.

Alle Kultur ist aus religiösem Kultus hervorgegangen. Dem Mutterchoke der Religion sind Philosophie und Wissenschaft entsprossen. Aus religiösen Quellen wurde die große Kunst gespeist. Indische, ägyptische, griechische Architektur und Plastik sind Materialisationen religiöser Weltanschauungen. Frühchristliche und mittelalterliche Kirchenbauten sind gewaltige Manifestationen des christlichen Glaubens. Giotto, Dürer, Grünewald und viele andere große Maler haben ihre Meisterwerke aus intensivem christlich-religiösem Erleben gestaltet. Oft kann man beobachten, wie die Kunst in dem Maße verflacht, als sie sich von ihrem religiösen Ursprung entfernt und weltlich wird. Ein völliges Versinken des religiösen Geistes führt zur Entartung der Kunst und zu ihrem Verfall. Eine Bestätigung dafür sind die Ausführungen in dem verdienstvollen Buch Miller-Küllöps „Geist und Gesicht des Bolschewismus“ über die moderne Kunst in Sowjetrußland, wo bekanntlich Materialismus und Atheismus von der Regierung zum Rang eines offiziell anerkannten, privilegierten Glaubensbekenntnisses erhoben wurden. Was von den Kulturgebieten der Wissenschaft und Kunst gilt, das gilt natürlich auch von demjenigen der Moral. Nur hängt die Moral noch viel enger mit der Religion zusammen. Insbesondere ist die Moral der abendländischen Kultur menschheit in das Christentum einarbeitet und wird von seinen Lebensäften durchblutet. Die Moral für autonom, d. h. von der Religion völlig unabhängig erklären, heißt, sie enturzeln. Mit Recht fordert daher ein russischer religiöser Denker, daß die Autonomie der Moral ihrer Theonomie weiche, d. h. daß die Moral im Gottesglauben verankert werde.

## Gottlieb Graef / Wien

's gibt nur ein Kaiserstadt.  
's gibt nur ein Wien.

### I.

Angeichts des drohenden Niedergangs der alten Donaukaiserstadt, deren Kunst und Wissenschaft allezeit ihre befruchtenden Strahlen in die deutschen Lande hinausgeschickt hat, jenes südöstlichen Vorpostens germanischer Kultur, des ehemaligen unerschütterlichen Bollwerks gegen islamitische Hochflut, mag die Niederschrift der einst dort in den Tagen ihrer Glanzzeit Ende der 1870er Jahre während zweier Studiensemester empfangenen Eindrücke in der jetzigen Zeit nationaler Anschlußbestrebungen von einigem Interesse sein.

Wien! Du herrliche Stadt an der blauen Donau, mit dem ehrwürdigen Stephansdom, den zahlreichen Türmen und Kuppeln, den gewaltigen ruhmreichen Denkmälern der Kunst und Geschichte, zwischen denen sich weltberühmte Straßen, Plätze und Gärten ausdehnen! Du Stadt des Gemüts, der Musik und des Tanzes, bewohnt von einem lebenswürdigen, gemüthhaften und walzergläulichen Phäakenvolk! Tausende haben dich geehrt und besungen, und doch werden diejenigen, die dich nicht geschaut und kennen gelernt, den von dir ausgehenden Zauber schwerlich zu ermessen wissen. In deinem Bannkreis hat mein entzücktes Auge und Ohr die hehrsten Offenbarungen der Kunst in sich aufgenommen, hat mein Anschauungsbereich und Lebenshorizont wertvollste Erweiterung erfahren, hat mein junges überschwänglich Herz in reiner Daseinsfreude glücklich aufgejauchzt. Du bist mir bis an's Ende meines Erdbdaseins tief in die Seele geschrieben, und wenn ich an große, schöne und glückliche Tage meines Lebens zurückdenke, so leuchtest du mir in ihrem Kranz als eine der farbenreichsten und duftigsten Blüten.

Als ich vor nunmehr fünfzig Jahren bei meinem nächtlichen Eintreffen daselbst erstmals die innere Stadt betrat und beim ehemaligen Kärnthner Tor den in einem flirrenden Lichtmeer taghell beleuchteten Ring kreuzte, blieb ich Provinzler ob solch ungewohnter Pracht der strahlenden Riesengebäude wie angewurzelt stehen, und das geblendete Auge wußte nicht, wohin es sich zuerst wenden soll. Aber schon im nächsten Augenblick war es durch eine Erscheinung derart gefesselt, daß vor dieser alles andere Neue und Glanzvolle in den Hintergrund trat. Es war van der Nulls herrlicher Bau der Hofoper, jene steinerne Symphonie, die mir bereits in der Heimat als eine der genialsten modernen architektonischen Eingebungen erschienen war und schon dort ein schulisches Verlangen nach ihrem Besuch geweckt hatte. Wie eine Vorahnung zog es alsbald durch die Seele, welche Bedeutung gerade dieses Gebäude während des nun beginnenden Aufstiegs wohl für mich gewinnen werde. Und es hat in der Tat eine außerordentliche Bedeutung gewonnen, zumal die Wiener Hofoper damals auf der höchsten Stufe des Ruhms und Glanzes angelangt war. In ihm erst offenbarte sich mir vornehmlich der Geist und die Schönheit des Wagnerschen Musikdramas in der ganzen Größe und Tiefe. Welch unbeschreibliche Weihe der Stimmung und der Gedanken erweckte jeweils die höchstvollendete Wiedergabe jener Wunderwerke des Bayreuther Meisters, die der geniale Hans Richter mit seinem unvergleichlichen Orchester und mit einer gottbegnadeten Künstlerschar (Malie Materna, Marianne Braudt, Marie Witt, Emil Scaria, Franz Beck usw.) in hinreißender Weise zu Gehör brachte.

Ebenso fleißig wurde „die Burg“ besucht, jene Klassische aller deutschen Bühnen. Es war noch das alte Burgtheater am Michaelerplatz, dessen Bühnensterne erster Größe, Charlotte Wolter, Josephine Wessely, Adolf Sonnenthal, Joseph Lewinski und wie sie alle heißen, dem Hörer die Gestalten der großen dramatischen Dichter zu bedeutsamem inneren Erleben brachten.

In dem von keinem Geringeren als Heinrich Laube geleiteten Stadttheater begeisterten u. a. die hervorragenden Kunstleistungen August Baffermanns, unseres späteren Karlsruher Intendanten, und seiner Partnerinnen, der liebreizenden Kathi Schratt und der heroischen Kathi Frank. Im Kartheater der Leopoldstadt waltete unter dem Taktstock von Johann Strauß und Franz Suppé das Künstlertrifolium Schweighofer, Matras und Anaaß als gefeierte Hohepriester der leichtgeschürzten Muse, während beim Theater an der Wien das Wiener Volksstück in der unvergleichlichen Josephine Gallmeier, der „fischen Pepi“, seine glänzendste Vertreterin fand.

Mein Fachstudium der Architektur erfuhr auch außerhalb der Hör- und Konstruktionsjale eine nicht geringe Förderung durch den ständigen Anblick der herrlichen Bauten, wie sie vornehmlich die Ringstraße dem Beschauer bedeutsam vor Augen führte, studierend im Genuß, im Studium genießend. Weder in Berlin noch in Paris findet sich eine solch schöne Anlage, wie der Ring in Wien es ist. Ungeachtet der hohen und dankbaren Verehrung, die ich für meine eigentlichen Lehrer Heinrich v. Ferstel, den Erbauer der Votivkirche, und Karl König, den Erbauer des Philharmoniehauses, übte bei meinen ausgesprochen hellenistischen Neigungen vornehmlich der Klassizismus Theophil Hansen, des Schöpfers des Reichsratsgebäudes, eine übermächtige Anziehungskraft aus, insofern dessen meine damaligen Arbeiten vorherrschend von Hansen- und Palladiogeist erfüllt waren.

Auf dem Gebiet der bildenden Kunst gewährten die häufigen Besuche der einzigartigen Gemäldesammlungen nicht nur reichen Genuß, sondern hoben auch Geschmack und Verständnis auf eine höhere Stufe, wobei ich meinem Wiener Studiengenossen Karl Köstly, dem späteren Karlsruher Galerieinspektor, viel wertvolle Anregung und Belehrung zu danken hatte. Den tiefsten Eindruck machten die unschätzbaren göttlichen Meisterwerke des weithin sichtbaren Belvedere, jenes von dem großen Architekten Fischer von Erlach geschaffenen Barockschlosses auf malerisch ansteigenden, sphingengeschmückten Terrassen, des Sanssouci des schlachtenmüden Prinzen Eugen; heute sind jene Schätze in den großen Museumsbauten Gottfried Semper's am Ring untergebracht. — Dasselbe gilt von den reichhaltigen Sammlungen naturwissenschaftlichen, geschichtlichen und archäologischen Inhalts. Besonderes Interesse erweckten dabei die alte deutsche Kaiserkrone, das Riegel- und Blutspuren aufweisende Lederkoller Gustav Adolfs aus der Lübkener Schlacht und der Schädel Kara Mustaphas samt der roten Seidenknecht, die ihm der Sultan nach der mißglückten Verrennung Wiens 1683 zur gefälligen Denkhung schickte.

Nicht zuletzt seien die herausgehenden, zu höchster Lebensbejahung stimmenden Walzerrhythmen und die von einzigartiger Anmut und Grazie getragenen Tänze genannt, sowie die echt und warm empfundenen Lieder und Volksgefänge. Sie alle haben den spezifischen Wiener genius loci zum Vater. Ihre Entstehung und ihre Eigenart wäre auf keinem andern Fleckchen Erde denkbar.

Wer vermag es auch allein schon gleichzutun an bodenständiger Urwürdigkeit, ihr ewig-jungen, unerlöschlichen Volksfänger mit euren humorvollen Liedern und schnurrigen Heurigen-Gesängen! Auf euch, ihr Vertreter einer wahren Volksmusik und des volkstümlichsten Standes in der lebensfreundigen Wienerstadt, dessen Stammvater der aus den Tagen der Türkenbelagerung von 1683 bekannte „Liebe Augustin“ gewesen ist, auf euch sind die Worte gemünzt:

Dös hat kein Goethe geschrieben,  
Dös hat kein Schiller d'icht,  
's is von kein Klassiker, von kein Genie,  
Dös is a Weaner, der vom Herzen spricht,  
Und 's klingt halt doch so voller Poesie!

Unvergesslich ist mir jener erstmals gehörte Johann-Strauß-Walzer in der „Blauen Flasche“ in dem Borort Neu-Lothensfeld, auf deren Podium einst auch das Freundespaar Lanner und Strauß (der Vater) seine neuen Walzerklänge den verzückt aufhorchenden Wienern in die Herzen geigte. Und wie schlug erst das Herz vor Entzücken, als ich unter dem elektrifizierenden Zauberstab des Walzerkönigs und seines Bruders, des „schönen Eidi“, die bestirrenden, süß einwirkenden Reigenweisen in schöne Körperbewegung umsetzen durfte. Seid gesegnet, ihr unvergesslichen Tage glückseligen Jugendschwarms, gesegnet ihr göttlichen Symphonien der Freude, der Schönheit und der Liebe im Dreivierteltakt, und nicht zuletzt gesegnet ihr holden Priesterinnen Terpsichores, die ihr mit unachahmlicher Grazie den stolperigen, prosaischen Gang des Lebens in künstlerisches Taktmaß und poetisches Ebenmaß der Bewegung zu vergeistigen wisset! Die im Wiener Tanz zum Ausdruck kommende eigenartige Anmut und Grazie liegt der dortigen Bevölkerung im Blut, die sie gewissermaßen mit der Muttermilch einsaugt. So oft sich den Tag über im Hof eines Wiener Hauses einer der zahlreichen Feiertage vernehmen läßt, eilen aus allen Stodwerken die Kinder herbei, um zu „drahn“, d. i. zu walzen, und fast möchte man angefaßt der dabei schon von den ganz kleinen entwickelten Behendigkeit und Eleganz der Bewegung glauben, die junge Wiener Brut trete bereits im Walzerrhythmus in's irdische Dasein, wie die Forelle auch von Anbeginn schwimmen kann. In der Atmosphäre und unter der Sonne Wiens haben einst auch die großen Meister Haydn, Mozart, Beethoven und Schubert dem, was ihnen die Seele bewegte, in unsterblichen Werken löblichen Ausdruck gegeben, während die Schönheit und Anmut der Wiener Frauen einen Hans Makart zu seinen allanzvollen, farbenprächtigen Schöpfungen begeisterte. — Fremdling, der du nach Wien kommst, vergiß nicht, daß es klassischer Boden ist, auf dem du wandelst!

Einen eigenartigen Reiz hatte das bunte Volksgetriebe des Praters, namentlich des Wurfspraters. Hier war jeden Tag Kirchweih und Jahrmarkt zugleich. Ueberall lebensfreundige Bewegung, „a Seb“, hochtönende Einladungen gespärriger Ausrufer und frohliches Gelächter. Unter den kunterbunten Darbietungen der zahlreichen Buden, Panoramen, Marionettentheatern, Karussellen und dergleichen war die ergötlichste der „Watschenmann“. Es war dies eine lebensgroße Mannspuppe mit dicken, ledergepolsterten Baden und herausforderndem Ohrfeigen Gesicht, der man um wenige Kreuzer die einer mißliebigen Person zugeordneten Watschen (Ohrfeigen), Badenstreiche und Maulschellen „awerhan'n“ konnte, ohne deshalb vor Gericht zu kommen oder in gleicher Münze heimgezahlt zu bekommen. Man brauchte sich dabei unter dem ausgestopften Gegenüber nur den bewußten Gegner vorzustellen. Die Wucht der Hiebe veränderte jeweils der empfindsamen Zeiger eines Dynamometers in Kilogrammen, was immer mehr zu möglicher Steigerung der Schlagwirkung anreizte. Zuletzt bekam der schnaufende Ohrfeigenathlet auf einem Zettel das Gesamtergebnat seiner Muskelkraftleistung mitgeteilt, deren hohe Wertbezeichnung geeignet war, ihn mit stolzer Befriedigung zu erfüllen, zumal der solchermassen bearbeitete Feind nach dem Sachverständigenurteil des von Bewunderung und Lob überfließenden Budenbesizers schwerlich mit dem Leben davonkommen wäre. Hier haben sich viele temperamentvolle Gemütsmenschen, der geschwollenen Hände ungeachtet, in rührender Ausdauer in eine immer größere Wut hineingearbeitet und ihre misanthropischen Gefühle in mehreren Zentnern Ohrfeigen Gewicht an den Mann gebracht.

Im österreichischen Reichsrat boten die Verhandlungen kurz vor der Befreiung von Bosnien und Herzegowina Gelegenheit, die damaligen namhaftesten Staatsmänner Oesterreichs, wie Julius Andrássy, Eduard Herbst und den ehemaligen Paulskirchenparlamentarier Karl Giskra, sowie den streitbaren, humorvollen Vater Greuter aus Tirol sprechen zu hören. Andrássy ließ sich damals mit großer Stimmenmehrheit den Sechzig-Millionen-Kredit bewilligen zu der bereits im stillen beschlossenen Befreiung der beiden Balkanländer, mit der harmlos klingenden Begründung, „um etwaigen kriegerischen Ueberraschungen zuvorzukommen“. Mit hochgespanntem Nationalstolz erfüllte es mich, als dabei der in der Opposition stehende Giskra in begeisterten Worten die unvergleichliche Staatskunst Bismarcks feierte: „Der größte Staatsmann unserer Zeit hat die orientalische Frage mit einer feurigglühigen Masse verfliegen. Schon steht ihm die Form bereit, sie hineinzu gießen, wenn er den Augenblick für gekommen hält. Aber der eiserne Kanzler hat auch den Hammer und die Macht, die Gussform, so es ihm beliebt, wieder zu zer schlagen.“ Ein Jahr darnach kam Bismarck nach Wien zur Schaffung des deutsch-österreichischen Bündnisses.

Größte fürstliche Prachtentfaltung bot sich dem Auge am Fronleichnamstag, als Kaiser Franz Joseph barhäuptig mit brennender Kerze in der Hand und die schöne Kaiserin Elisabeth in prächtigem weißen Atlaskleid mit von zwölf Edelknaben getragener Schleppe hinter Kardinal Ruzsicher und den Bischöfen in feierlicher Prozession unter großem militärischem Pomp durch die innere Stadt schritten, gefolgt von den Erzherzögen und Ministern, sowie von den österreichischen und ungarischen Magnaten, die beiden letzteren Gruppen zu Pferd und in glänzenden Uniformen. Nur Julius Andrássy fehlte; er war durch den in jenen Wochen tagenden Berliner Kongress abgehalten. Es war ein Bild, das sich an Schönheit und Glanz kühnlich mit dem Panathenäenzug der Periklesischen Zeit vergleichen läßt.

Von der gefeierten Herrscherin ging überhaupt ein eigenartiger Zauber und bestirrender Reiz aus. Am eindrucksvollsten war die Erscheinung, wenn sie als kühne und gewandte Reiterin in gestrecktem Lauf durch die Hauptallee des Praters galoppierte. Biewohl ich für unsere modernen Amazonen sonst nicht viel übrig habe, war das Bild der hoch zu Ross mit Anmut und Grazie dahersprengenden Fürstin stets von bezaubernder Wirkung. Und eines Tags, als ich zum ähneren Burgtor heraustrat, gewahrte ich in einem gerade in dieses einbiegenden Wagen eine einzelne hübsche Frau, die mir Alleingehendem freundlich grüßend zunickte. Es war die Kaiserin, die ich erst jetzt erkannte. Krampfhaft riß ich respektvoll die verspätete Kopfbedeckung herunter und schaute in schwärmerischer Bewunderung der Lichtererscheinung nach, bis sie im Portal des inneren Burghofs verschwand. Es war das letzte Mal, daß ich sie sah.

Und schließlich die liebenswürdige Einwohnerschaft selbst! Ihre gemüthvolle Geselligkeit, ihre phantasiereiche, unverwundliche Herzensfröhlichkeit und ihre vornehm abgetönte Lebenskunst, sowie die wohlklingende Melodie der Sprache nimmt den Fremden sofort gefangen. Es ist, als ob selbst ihr Sprechen und ihr Gehen im Dreivierteltakt geschehe. Zu dem Wiener fühlt sich der Süddeutsche um so mehr hingezogen, als der deutsche Teil der dortigen Bevölkerung eben auch vollständig süddeutsch denkt und empfindet und sich diesem hierin mehr verwandt fühlt als dem Norddeutschen. Aus diesem Grund schlossen sich auch die eisleithanischen Studenten lieber an uns wenige Süddeutsche an, als an unsere norddeutschen Landsleute, zumal die „Bealiner“, obgleich diese unter den dortigen deutschen Studierenden die große Mehrzahl bildeten. Gleichwohl muß auch ich angefaßt der Arbeitsbetätigung und der politischen Entwicklung der beiden Großstaaten des ehemaligen Deutschen Bundes, sowie bei der persönlichen Wesensart ihrer Bewohner sagen: „Ich liebe den Oesterreicher, aber das Oesterreich nicht; ich liebe das Preußen, aber den Preußen nicht.“

Daß aber der Deutsch-Oesterreicher trotz seiner Stammverwandtschaft sich doch auch in manchem wieder von seinen süddeutschen Vetteren unterscheidet, zeigte sich schon in meinen ersten Wiener Tagen. Wenn ich nämlich nach Hause kam, pflegte ich meine freundliche Hauswirtin, eine junge hübsche Wienerin, jeweils in damals gut badiischer Art mit der respektvollen Anrede „Madam“ zu begrüßen; die „Gnädige Frau“ war in jener Zeit bei uns noch nicht importiert. Bei Erwidern des Grußes fiel mir jedesmal ein ironisches Lächeln der also Angeredeten auf. Anfänglich glaubte ich, daß hiezu etwa mein persönliches Auftreten oder der Zustand meiner Kleidung Anlaß gegeben haben möchte. Da eine dahingehende Selbstprüfung jedoch ergab, daß mir weder nach der einen noch nach der andern Richtung etwas Außergewöhnliches anhafte, dieses peinliche Lächeln sich vielmehr täglich wiederholte, fragte ich eines Tages meinen Hauswirt nach der Ursache des unerklärlichen Verhaltens seiner Frau. „Wie sohn S' dann, wann S' kummen?“ meinte er. „Guten Tag, Madam“, erwiderte ich. Da brach er in ein schallendes Gelächter aus, indem er bemerkte: „Noan Wunder! Wißn S', ba uns a Haus nennt ma Madam d' Hebammen.“

Eine jedem Fremden auffallende Eigentümlichkeit der Wiener ist das Bedürfnis, bei der Anrede dem Nebenmenschen durch eine harmlose Standeserhöhung, zum mindesten durch Verleihung des Adelsprädicats, zu schmeicheln. Der Grad solcher Auszeichnung ist jeweils von der Größe des dabei zu erhoffenden Vorteils abhängig. Auch ich habe bei Einkäufen wiederholt die einzelnen Rangstufen vom „Gnäd' Herr“ über den „Baron“ bis zum „Grafen“ durchlaufen mit dem jeweiligen Refrain „Schämter Diener!“ Selbst wenn ich meinen Freund Dr. G. besuchte, meldete das die Glastüre öffnende Zimmermädchen jeweils respektvoll die An- oder Abwesenheit des „Herrn von Doktor“.

Nur mit einer Einrichtung vermochte ich mich in Wien nicht zu befreunden. Das war der „Sperrschjer“, der jeweils dem allein über den Haus Schlüssel verfügenden Hausmeister für das nächtliche Öffnen der um zehn Uhr geschlossenen Haustüre geopfert werden mußte und der sich nach Mitternacht sogar verdoppelte, eine für einen Studenten geradezu niederträchtige Institution.

Neu war auch das von den deutschen Verhältnissen sich wesentlich unterscheidende studentische Leben insofern, als der österreichische Student infolge der bunten nationalen Färbung des Kaiserstaats ein ausgesprochen politisches Element ist. Er schließt sich eng an seine Stammesbrüder an und steht den Studiengenossen anderer Nationalität im allgemeinen fremd oder gar feindselig gegenüber. Besonders herrschte zwischen uns Deutschen und den Tschechen grimmige Feindschaft, die ja auch heute noch besteht

und sich mittlerweile weiter vertieft hat. Wiewohl ein politisches Auftreten junger Studenten mangels ausreichender Lebenserfahrung seine Gefahren hat, wird andererseits dadurch doch frühzeitig ein staatsbürgerliches Interesse geweckt und abgezogen, dessen Bedeutung angesichts der in den gebildeten Kreisen Deutschlands vielfach herrschenden Teilnahmslosigkeit gegenüber den wichtigsten politischen Tagesfragen nicht zu unterschätzen ist. Erstaunlich war die politische Reife der österreichischen Kommilitonen, die uns Deutschen hierin bedeutend über waren. Ja, die Wiener Studentenschaft war seit langem das Barometer für alle bedeutenden politischen Ereignisse in der Monarchie. Schon damals hegte ein großer Teil der Deutschösterreicher, zumal die Studenten, den heißen Wunsch eines engen Anschlusses an das Deutsche Reich. Man beneidete uns um unsere nationale Geschlossenheit und den frischen starken Zug, der damals in der Bismarckschen Aera durch unsere Politik ging. Diese deutschnationalen Bestrebungen fanden besonders in dem die deutschösterreichischen und deutschen Studierenden der beiden Wiener Hochschulen umfassen-

den „Geseverein der deutschen Studenten“ eine ausgiebige Pflege, was die Regierung veranlaßte, diese Vereinigung scharf zu überwachen und späterhin unter dem unglücklichsten deutschfeindlichen Ministerium Badent aufzulösen. Als bei einem von jener akademischen Vereinigung veranstalteten deutsch-österreichischen Brüderungsfest auf dem benachbarten Raxenberg nach dem Ueb- „Zwischen Frankreich und dem Böhmerwald“ auf meine Aufforderung hin die begeisterte Studentenschar jauchzend „Die Wacht am Rhein“ anstimmte, mußte schon nach der ersten Strophe der Gesang eingestellt werden, da ein Weiterfangen des in jener Zeit streng verbotenen Liedes Relegation zur Folge gehabt hätte. Bei meinem letzten Besuch in Wien während des Weltkriegs ertönten aus allen Ecken und Enden die Klänge dieses deutschen Nationallieds. Und einige Tage darnach wurde ich in Budapest von den dortigen Straßengeigern, die einen Deutschen sofort als solchen erkannten, unter den ihrem Instrument entlockten Huldigungsklängen der Wacht am Rhein auf längere Strecken verfolgt. Habent sua fata et cantu. (Schluß folgt.)

## Wolfgang Joho / Der Lord.\*

Helmut Mittelweg, Student der Medizin seit einem Jahr, Sohn einer gebildeten Dantensfamilie, durchaus ein Kind seines Jahrhunderts, ohne es übertrieben zu sein, trat am Samstag nachmittag — es war 3 Uhr am 13. Juni — aus der Anatomie, blickte mit Genugtuung in einen strahlenden Sommertag, reckte sich ein wenig und zog die Uhr, die er von seinem Großvater zum Abiturium erhalten hatte. Während er in Ueberlegung, was er mit dem freien Nachmittag beginnen sollte, stehen blieb, trat höflich ein junger Mann mit angenehmen Zügen in eine geschmackvolle, unauffällige Livree gekleidet, auf ihn zu, grüßte mit Achtung, doch ohne jede Unterwürfigkeit und übergab ihm einen Brief, wie man sie zu Einladungen in ein reiches und vornehmes Haus zu erhalten pflegt und sprach mit einer leicht melodischen Stimme: „Ich bin beauftragt, Ihnen diesen Brief zu übergeben.“

Mittelweg dankte ihm, worauf sich der Diener verabschiedete mit einem freundlicheren, doch nicht aufdringlichen Gesicht. Mittelweg öffnete behutsam mit dem Taschenmesser den Brief und las:

„Geehrter junger Herr! Verzeihen Sie, daß ich Sie mit meinem Briefe in Ihren Gedanken „Was soll ich anfangen?“ gestört habe. Ich hoffe jedoch, Ihre Verzeihung umso eher zu erlangen, als mein Schreiben auf Ihre Gedankengänge vor dessen Empfang Bezug nimmt. Ich möchte Ihnen nämlich die Möglichkeit geben, den Rest des heutigen Tages in der Ihnen angenehmen Art zu verbringen. Alle zur Durchführung der von Ihnen erwünschten Unterhaltung notwendigen Mittel stelle ich Ihnen zur Verfügung bis zur 24. Stunde des heutigen Tages. — Wol- len Sie bitte so gut sein, Ihre Anweisungen schriftlich bei meinem Sekretär abzugeben. Mit Hochachtung Lord B., Goethe-Allee 21.“

Das Erstaunen Mittelwegs über diesen Brief wich bald einer beinahe ausgelassenen Fröhlichkeit, und während er auf sein Zimmer rannte, arbeitete die zu lang eingedämmte Phantasie lebhaft und gut, denn Mittelweg hatte schon viel beobachtet in der Welt, nur wenig erlebt. Nachdem er zwei Bogen seines besten Briefpapiers mit leicht geschwungenen, leiserlichen Zügen bedeckt hatte, eilte er zu dem angegebenen Haus, einem von einem Park grüner Laubbäume umgebenen Gebäude klaren, modernen Baustils. Von einem Diener empfangen, wurde er sofort in die Räume des Sekretärs — das war der Mann von vorhin — geleitet und von diesem mit einer herzlichen Höflichkeit begrüßt. Mittelweg, nach einigen verbindlichen Worten, die sie gewechselt, übergab den Brief, blieb aber dann einige Augenblicke wie überlegend stehen, worauf der Sekretär lächelnd sagte: „Hier ist Herr B. schon“, und in der Tat war der Lord, ein Herr von 40 Jahren mit vornehmem und energischem Gesicht, grauen Haaren und in einen leichten Sommeranzug gekleidet, leise eingetreten. Er reichte mit natürlicher Vertraulichkeit, die doch distanzierende Zurückhaltung nicht vermissen ließ, Mittelweg die Hand, wehrte ab, als jener von Dank sprechen wollte und mit den Worten: „Hoffentlich bleibt das Wetter so schön für Ihren heutigen Tag“, begleitete er ihn zur Tür.

Als Helmut Mittelweg um 4 Uhr nachmittags — die Sonne strahlte noch wie vor einer Stunde — neben einem schönen und lieben zwanzigjährigen Mädchen den ersten Gasthof der österreichischen Stadt am Fuße der Alpen verließ, um in leichtem, vornehmem Sommeranzug und braunen Halbschuh in den Christler-Bierkeller zu steigen, dessen Schlag ein livrierter Chauffeur offen hielt, da hatte er das überaus angenehme, ja beinahe beschwingte Gefühl, das der Reichtum mit all seinen Mitteln verleiht und das doch mit Prozedentum, Ueberheblichkeit oder gar Wollust — in dem niederen Sinn — nichts zu tun hat, sondern ein körperliches, in das Seelische überschwingendes Wohlbehagen ausmacht. Lautlos fuhr der Wagen an, in den Sonnenschein, in die Berge. Und die Romantik begann!

\*) Der Nr. 166 der Abendpost der „Deutscher Neuesten Nachrichten“ vom 19. Juli 1927 entnommen. Die Schriftleitung.

Die Romantik, die doch auch in die gerade und zielbewusste Straße dieses jungen Mannes Mittelweg ihre Kurven und Nebenwege legt, legen muß in jedermanns Weg zur Ausspannung und zum Antrieb. Zuerst war nur das Fühlen und In-sich-Aufnehmen des ungewohnten Fahrens, das Genießen der zunehmenden Geschwindigkeit, dann ein Wahrnehmen der Landschaft, die vorüberglitt, und des Mädchens, das neben ihm saß, und endlich, nachdem er flüchtige Bekanntschaft geschlossen, das volle Vereinen der drei: Fahrt, Landschaft und Frau, zu einem Gefühl, das wir Erleben nennen.

Sie fuhren dahin. Oft waren die nackten Wände der Berge, auf die der Sommertag glühte und die den Sommertag zurückglühten, nahe an der Straße; oft traten sie weiter zurück, und man konnte ihre hohen Gipfel sehen mit den alten Schründen, in die sich der Schnee geflüchtet: All das war froh und schön. Und er sprach mit dem Mädchen, das Eleonore hieß, und das er lieb gewann auf eine ganz reine Art, den Bergen draußen verwandt und der Sonne und dem Land, über so viel, was einen jungen Menschen bewegt, Zeiterwachsenes und Ueberzeitliches, Welteben und Ewigkeit. Und sie verstanden sich, denn beide waren jung. Auch über den Wagen sprachen sie, von Gasdruck und Bierab- bremsung und der Freude, wenn der Wagen aufwärts schoß mit 80 Kilometern, denn sie waren Kinder ihrer Zeit. Stundenlang fuhren sie, und der Abend brach herein, die Scheinwerfer sausten auf der Straße voran, und endlich war die Freude des Ueberholens: wenn vorn im Lichtkegel ein Wagen kroch, näher kam, größer wurde und — vorbei. Als dann die Silhouette eines Kirch- turms von der Form eines ländlichen italienischen Campanils auftauchte, ließen sie halten in dem Tiroler Dorf und aßen zu Nacht in einem Gasthaus, ähnlich denen, die man in den Schweiz- er Kantonsstädten Junfthuben nennt. Sie aßen Forellen, das sei erwähnt. Sie freuten sich: an den Wappen, die, in das Holz geschnitten, wie ein Fries um die Decke liefen, an den Menschen, die klein waren und schwarz und spitze Hüte trugen, und an allem, wie die sich an Fremdem freuen, die noch wenig Fremdes sahen. Dann gingen sie hinaus, Tiroler Aprisosen in den Taschen, und aßen sie, während sie sich weiter erzählten, etwas inziger vielleicht wie am Tag, denn der Mond fuhr über den Himmel und es war warm. Die Bergwände beschützten das Dorf, und es war wie eine weite Kammer mit einer unendlich hohen Decke. Zuweilen nahmen sie sich vielleicht auch an der Hand. Mehr taten sie nicht und mehr brauchte es auch nicht. Dann flogen sie in den Wagen, fuhren zurück, schweigend, in innerer Fröhlichkeit. Als in Inns- bruck eine Kirche 12 Uhr schlug, verabschiedeten sie sich.

\* \* \*

Als Helmut Mittelweg um 12 Uhr 5 in der Nacht vor seiner Wohnung stand, in gutem Sommeranzug, der jedoch nicht vornehm war, überlegte er für einen Augenblick, ob jetzt nicht alles aus sein müsse mit dem Leben. Er dachte eine Weile nach, trieb, wie er das bei sich zu nennen pflegte, praktische Philosophie des Jäh- — möge er niemand unsympathisch werden deswegen — und kam zu dem Resultat: Leben! Denn: Eleonore war kein Phantom; sie lebte und er konnte sie wieder treffen. Und Auto, Hotel, Luxus? Das war schön, sehr schön sogar, war aber doch nur Folie um das eine, das Große, das Ewige, das jedem wird, um die Liebe.

Der Deutsche ist ein Grübler und Frager und will für alles eine Erklärung. Er frage: Und der Lord? War ein reicher Mann, der den Deuten diese Folie schenken wollte, und weil er kein Millionär war, aber ein reicher Mann, der gerecht sein wollte, schenkte er sie ihnen für einen Tag.

Und wie er die Gedanken lesen konnte? Das wird nicht ver- raten, denn etwas muß dunkel bleiben, weil's eine Geschichte ist.

Und Eleonore? War eine von diesen Beschenkten.

Und Mittelweg? Das war ich.